

Über die Beharrlichkeit in der Leidenschaft für Gottes Reich

Johannes 15,1-8

Klara Butting

Der damalige Kontext

„Bleiben“ ist das zentrale Wort in dem kleinen Text, der uns heute Morgen beschäftigen wird. Insgesamt sechs Mal wird das Verb Bleiben in dem gesamten Abschnitt wiederholt. „Bleibt bei mir und ich bleibe bei euch“. „So wie die Rebe nur Frucht bringt, wenn sie am Weinstock bleibt, so auch ihr.“ „Bleibt mit mir verbunden“. Drängend wird dieser Appell wiederholt: Bleibt, haltet die Treue, seid beharrlich.

Die Mahnung zur Treue stellt uns mitten hinein in die schwierige Situation der Schülerinnen und Schüler Jesu. Jesus nimmt Abschied. Es ist der Vorabend seiner Hinrichtung – und Jesus weiß, was ihm bevorsteht. Er hat mit seinen Leuten gegessen; jetzt ist es Nacht, eine lange Nacht, in der Jesus seine Freundinnen und Freunde auf den kommenden Zusammenstoß vorbereitet. Zu diesen so genannten Abschiedsreden, die wir in den Kapiteln 13-17 des Johannesevangeliums finden (13,30 -17,26), gehört die Ermahnung zu bleiben. Die Schüler/innen sollen die Orientierung nicht verlieren. Trotz Demütigung, Folter, trotz der Kreuzigung sollen sie an der Messianität Jesu nicht zweifeln. Bleibt bei mir, bittet Jesus. Bleibt mit mir verbunden.

Eine ängstliche, orientierungslose Gruppe am Vorabend der Kreuzigung, die weglaufen will – in diese Notsituation schreibt die Gemeinde, in der das Johannesevangelium entstanden ist, ihre eigene Lage hinein. Mit der Mahnung „bleibt bei mir“ hören wir das zentrale Problem der johannäischen Gemeinde. Die Frauen und Männer dieser Gemeinde sind von Furcht beherrscht. Sie fürchten die Behörden, die die Mehrheit des Judentums vertreten und den Leuten Jesu drohen, sie aus der Synagoge auszuschließen (16,1f).

Diese Drohung hört sich fremd an in unseren Ohren. Denn normalerweise denken wir, dass sich in der Nachfolge Jesu und durch die Mission des Paulus christliche Gemeinden gegründet haben. Die Anhänger Jesu sind doch Christ/innen! Warum haben sie Angst, aus der Synagoge, dem Versammlungsort der jüdischen Gemeinde ausgeschlossen zu werden? Und doch prägt diese Furcht vor dem Rausschmiss aus der jüdischen Gemeinde das Johannesevangelium. Nikodemus z.B., selbst ein Vertreter der jüdischen Oberschicht, kommt nachts zu Jesus. Heimlich sucht er das Gespräch. Von diesen heimlichen Sympathisanten gibt es viele. Johannes berichtet: „Viele auch von den Oberen glaubten an ihn, aber wegen der Pharisäer bekannten sie nicht, damit sie nicht aus der Synagoge ausgeschlossen werden“ (12,42).

Was ist da los? Wer waren diese Pharisäer, dass selbst hochgestellte Persönlichkeiten der jüdischen Gemeinschaft sie fürchteten? Wir kennen die Pharisäer aus den anderen Evangelien als eine der vielen Gruppen des Judentums im ersten Jahrhundert, mit denen Jesus diskutiert hat. Die Pharisäer wollten die Reinheitsvorschriften in den alltäglichen Lebensvollzügen umsetzen. Dann gab es noch die Sadduzäer, die Stimme der Tempelaristokratie. Und es gab die Zeloten, die die römische Besatzungsmacht aus Palästina vertreiben wollten.

Dieser Aufstand gegen Rom, den die Zeloten vorbereiteten, hat schließlich in den Jahren 66 - 70 n. Chr. stattgefunden. Das jüdische Volk hat versucht, die römische Besatzungsmacht loszuwerden. Der Aufstand endete in einer Katastrophe. Jerusalem wurde zerstört, der Tempel verbrannt, ein großer Teil der Bevölkerung wurde ge-

tötet oder in die Sklaverei verkauft. Die Partei der Zeloten war vernichtet, die Sadduzäer hatten mit dem Tempel ihr Macht verloren. Nur die Pharisäer haben überlebt. Ihre Nachfahren haben das Judentum nach der Zerstörung neu gesammelt und organisiert. Noch während Jerusalem von römischen Truppen belagert wurde, bekam einer ihrer Lehrer, Jochanan ben Sakkaj, von dem römischen Feldherrn Vespasian die Erlaubnis, in dem kleinen Ort Jabne ein Lehrhaus zu eröffnen. Von diesem Lehrhaus ging nach dem Ende des jüdisch-römischen Krieges die Sammlung, Neuorganisation und das Überleben des Judentums aus. Zu dieser Sammlung der jüdischen Gemeinschaft gehörte dazu, dass die Lehrer des rabbinisch geprägten Mehrheitsjudentums, andere jüdische Gruppen, in denen sie eine Gefahr sahen, als Ketzer aus der jüdischen Gemeinschaft ausschlossen. In dieser Situation befinden sich die Frauen und Männer der johannäischen Gemeinde. Sie werden von der Mehrheit der Juden und Jüdinnen als Gefahr betrachtet und ihnen droht, dass sie als Ketzer/Ketzerinnen aus der Synagoge ausgeschlossen werden.

D.h. die Männer und Frauen der johannäischen Gemeinde gehören in der Mehrheit zum jüdischen Volk. Es sind Juden und Jüdinnen, die glauben, dass Jesus der Messias Israels ist. Doch sie haben Angst, dass sie wegen ihres Glaubens an Jesus aus der Synagoge ausgeschlossen werden. Sie haben Angst, ihre Heimat zu verlieren. Viele trennen sich deshalb von der Gemeinde, erzählt Johannes (6,66). Jesu Rede vom Weinstock und seinen Reben trifft mitten hinein in diese Rückzugsbewegung: Bleibt bei mir, sagt Jesus. So wie die Rebe nur Frucht bringt, wenn sie am Weinstock bleibt, so auch ihr. Bleibt mit mir verbunden.

Unser Kontext

Auch die Gemeinde heute, die Kirche, die wachsende Kirche sein will, wird durch Jesu kleine Rede an einem wichtigen Punkt getroffen. Wachsen, Früchte bringen spielt eine große Rolle in Jesu Rede. Jesus vergleicht sich selbst mit einem Weinstock, seine Schüler und Schülerinnen mit Reben (Joh 15,5). Jesus ist die Quelle fruchttragender Lebendigkeit. Seine Jüngerinnen und Jünger werden vom ihm genährt, sodass sie viel Frucht bringen werden. Gott wird mit dem Winzer verglichen (15,2), der die Reben pflegt, sodass sich ihre Früchte mehren. Viele Früchte, das ist die Bestimmung der Schülerinnen und Schüler. Viele Früchte sind das Ziel der Arbeit Gottes. Und doch lautet das Gebot, dass die Gemeinde zu hören bekommt, nicht: bringt viel Frucht! Es heißt nicht: Der Gottesdienstbesuch soll gesteigert werden. Kinder ev. Eltern sollen in größerer Anzahl als bisher getauft werden. Nicht Wachstum wird uns geboten. Das Gebot lautet: Bleibt bei mir! Jesus ändert unsere Blickrichtung weg vom Wachstum der Kirche, hin zu unserer eigenen Praxis der Liebe. Diese Umorientierung ist für die Kirche lebenswichtig. Denn eine Kirche, die mit ihrem eigenen Wachstum beschäftigt ist, ist mit sich selbst beschäftigt. Wir wollen, dass die Leute in die Kirche kommen, wollen Kirchenmitglieder, wollen unseren Arbeitsbereich profilieren, damit die Zahlen stimmen.

In der Ev. Studierendengemeinde, in der ich in den letzten fünf Jahren gearbeitet habe, war dieser Druck häufig zu spüren. Weil wir die Mitgliederzahlen erhöhen müssen, werden die anderen Gruppen, die gute Arbeit machten, zu Konkurrenten im Gerangel um gesellschaftliche Präsenz. Um uns ihnen gegenüber zu profilieren, machen wir Projekte und Veranstaltungen, auch da, wo es bereits ähnliche Projekte und Veranstaltungen von nicht-kirchlichen Trägern gibt. Eine Kirche die derart mit dem eigenen Profil und den eigenen Zahlen beschäftigt ist, ist nicht mit dem Besten der Stadt beschäftigt. Denn im Zentrum steht nicht die Not und die Liebe zu denen, die in unserer Gesellschaft unter Stress oder unter Perspektivlosigkeit leiden, im Zentrum steht die Sorge um die Kirche. Die Frage „was tut gut“ wird überlagert von der Frage „was tut uns gut“!

Im Bild vom Weinstock und seinen Reben schlägt sich das Fruchtbringen der Jüngerinnen und Jünger nicht in Zahlen nieder. Das Fruchtbringen der Jünger/innen läuft darauf hinaus, dass sie Jünger/innen Jesu werden. „Der Vater wird dadurch verherrlicht, dass ihr viel Frucht bringt und meine Jünger und Jüngerinnen werdet“ (15,8). Das Bleiben, zu dem Jesus die Gemeinde auffordert, entpuppt sich als ein Werden. Das Wachstum, das Jesus vor Augen steht, ist ein Wachsen an innerer Kraft und an Liebe. Die Schüler und Schülerinnen Jesu sollen reifen an tiefem Verstehen der Präsenz Jesu und Teilnehmen an dem Weg Jesu in der Welt. Die uns gestellte Frage lautet: Wie steht es mit unserer Treue? Wie steht es mit unserer christlichen Existenz? Wir werden gefragt: Vertrauen wir darauf, dass Liebe und Treue reale Perspektiven für das Leben der Menschen auf dieser Erde sind. Dieses Vertrauen will Jesus in uns wecken. Das ist sein Lebenswerk, das wir durch unsere Liebe und Treue beantworten sollen. Um diese Antwort bittet Jesus, um diese Antwort ringt er mit seinen Leuten. Sie ist das eine Gebot, das er seinen Leuten gibt: „Liebt einander, wie ich euch geliebt habe“ (13,34). „Das ist mein Gebot, dass ihr einander liebt, wie ich euch geliebt habe“ (15,12). Die Aufforderung zu bleiben, wird in diesem Gebot konkret: „Bleibt in meiner Liebe“ (15,9).

Die von den Schüler/innen Jesu erhoffte Treue meint also nicht Abschottung, kein selbstzufriedenes Ausharren. Das Bleiben, zu dem Jesus die Gemeinde auffordert, zeigt sich im Festhalten bedrängter Menschen, nicht im Festhalten bekannter Positionen. Solidarität ist gefragt, nicht Konservatismus. Ich betone dies, weil ich hier eine Gefahr für die ev. Kirche sehe, eine Gefahr, die mit der Finanzknappheit und dem Verlust gesellschaftlicher Relevanz zunimmt. Weil wir in der Anfechtung das eigene Profil schärfen wollen, setzen wir auf Bekanntes, schon Erprobtes. Ich nenne ein Beispiel aus dem Impulspapier „Kirche der Freiheit“, mit dem die Ev. Kirche in Deutschland Perspektiven für die evangelische Kirche im 21. Jahrhundert aufzeigen wollte. In diesem Papier ist „Beheimatungskraft“ ein zentrales Stichwort, wenn es um evangelische Gottesdienste geht. Dazu heißt es: „Beheimatungskraft hat mit Wiedererkennbarkeit, Verlässlichkeit, Zugewandtheit und Stilbewusstsein zu tun“ (50). Hört euch demgegenüber die Kriterien eines evangelischen Gottesdienstes an, die im Evangelischen Gottesdienstbuch genannt werden, das von der Vereinigten ev. luth. Kirche in Deutschland und der Ev. Kirche der Union 1999 eingeführt wurde – das Gottesdienstbuch ist ein Buch, in dem für jeden Sonntag Predigttexte und Gebete vorgeschlagen werden. Dort heißt es über einen ev. Gottesdienst: „Bewährte Texte aus der Tradition und neue Texte aus dem Gemeindeleben der Gegenwart erhalten den gleichen Stellenwert“ (15). „Die Sprache darf niemanden ausgrenzen; vielmehr soll in ihr die Gemeinschaft von Männern, Frauen, Jugendlichen und Kindern sowie von unterschiedlichen Gruppierungen in der Kirche ihren angemessenen Ausdruck finden“ (16). „Die Christenheit ist bleibend mit Israel als dem erstberufenen Gottesvolk verbunden. ... Der Gottesdienst ist ein wichtiger Ort, an dem der Berufung Israel gedacht und die bleibende Verbundenheit mit Israel zur Sprache gebracht werden soll.“ (16f)

Nach dem Selbstverständnis der Ev. Kirche, wie es sich in diesem Gottesdienstbuch ausspricht, ist der Gottesdienst ein Ort der Erprobung. Hier sollen wir lernen, unseren Glauben in der Sprache der Gegenwart zu bekennen. Eine Sprache, die Männern und Frauen gerecht wird, soll eingeübt werden. Die Verbundenheit mit Israel soll erlernt werden. Dieser Mut, Neues zu erproben, ist in dem Impulspapier der EKD „Kirche der Freiheit“ in den Hintergrund getreten. Und wie steht es damit in euren Gemeinden? Gibt es in eurer Gemeinde an manchen Sonntagen neben oder statt des Apostolischen Glaubensbekenntnis ein neu formuliertes Glaubensbekenntnis aus unserer Zeit? Bemüht ihr euch in eurer Gemeinde um eine geschlechtergerechte Sprache? Welche Rolle spielt die Verbundenheit mit Israel in eurer Gemeinde? Ist eurer

Gemeinde, ist der Gottesdienst in eurer Gemeinde ein Ort der Erprobung oder führt die Sorge um das eigene Profil zu Angst vor neuen Wegen?

Ich nenne euch ein Beispiel, dass mich im Vorfeld dieses Kongresses umgetrieben hat. Der Titel meiner Bibelarbeit hieß zu Anfang: „Über die Beharrlichkeit in der Leidenschaft für Gottes Reich. Johannes 15 - neu gelesen in gerechter Sprache“. Dieser Titel wurde von der Vorbereitungsgruppe dieses Kongresses untersagt, weil die Kirchenleitung der württembergischen Landeskirche den Gebrauch der Bibel in gerechter Sprache im Gottesdienst nicht möchte. Warum macht sich dieser Kongress das Verbot, dass für den Gottesdienst ausgesprochen wurde, für seine Bibelarbeiten zu eigen? Warum soll eine Bibelarbeit, in der es darum geht, im Gespräch mit der Bibel Impulse für den Weg der Kirche zu gewinnen, die Bibel in gerechter Sprache nicht zu Rate ziehen dürfen. Versteht mich nicht falsch. Es geht nicht darum, dass ihr diese neue Übersetzung gut finden sollt! Ich will den Vorfall auch nicht dramatisieren. Aber ich möchte daran erinnern, dass sich die ev. Kirche einen Weg der Achtsamkeit vorgenommen hat, Achtsamkeit gegenüber Männern *und* Frauen, Achtsamkeit gegenüber Juden und Jüdinnen. Diesen Weg der Achtsamkeit gilt es einzuüben und zu gehen. Die Bibel in gerechter Sprache sucht nach einer Sprache, die nicht ausgrenzt und die Verbundenheit mit Israel zum Ausdruck bringt. Diesen Beitrag aus dem Gespräch auszugrenzen, ist ein Fehler und deshalb für uns heute ein gutes Beispiel: Der Wunsch, das eigene Profil zu wahren, darf das notwendige Erlernen von Achtsamkeit und Liebe nicht in den Hintergrund drängen.

Die Juden

Die Liebe, in der zu bleiben Jesus uns bittet, muss sich auch im Umgang mit den biblischen Texten, mit ihrer Sprache und ihrer Auslegung bewähren. Diese Einsicht ist gerade für die Lektüre des Johannesevangeliums entscheidend. Die Vertreter des pharisäisch-rabbinisch geprägten Judentums, die für die Gemeinde des Johannesevangeliums die gefürchtete Obrigkeit bilden, werden in diesem Evangelium häufig als „die Juden“ bezeichnet. Vielleicht ist diese abfällige Rede von „den Juden“ im Johannesevangelium vergleichbar mit dem Ausspruch „typisch deutsch“, der uns rausrutscht, wenn wir unangenehme Autoritäts- und Gehorsamsstrukturen entdecken, wie sie in der deutschen Geschichte eingeübt wurden, oder wenn ein bestimmtes Verhalten unserer Landsleute Aufsehen erregt und nervt. Es ist ein Unterschied, ob wir diesen Ausruf „typisch deutsch“ als Deutsche machen oder ob andere Nationalitäten sich diese Redeweise für ihre Vorurteile gegen Deutsche zu eigen machen. Diese wichtige Unterscheidung ist bei der Lektüre des Johannes-Evangeliums stets zu bedenken. Wir, die wir heute dieses Evangelium lesen, gehören nicht wie die Mehrheit der Frauen und Männer der johannäischen Gemeinde zum jüdischen Volk. In unserem Mund klingt die Rede von „den Juden“ wie gefährliche antijüdische Polemik. Die Bibel in gerechter Sprache übersetzt deshalb an vielen Stellen die Redewendung „die Juden“ mit den Worten die „jüdische Obrigkeit“. Denn das ist gemeint: eine jüdische Behörde, die Macht über andere Juden und Jüdinnen ausübt.

Der wahre Weinstock

Eine ähnliche Herausforderung liegt in Jesu Rede vom Weinstock und seinen Reben. Wie verstehen wir es, wenn Jesus von sich selbst als dem wahren Weinstock redet? Der Weinstock ist ein altes Bild für Israel. In Psalm 80 z.B. wird Israel mit einem Weinstock verglichen, den Gott aus Ägypten in das Land gebracht hat. Dort hat er Wurzeln geschlagen. Dort sind seine Reben gediehen. Doch nun – so die Klage des Psalters - ist dieser Weinstock in Gefahr, Beute der Völker zu werden. „Schon wird er von Feuer versengt und verstümmelt“, klagen die Betenden (Ps 80,17). Wie deuten wir Jesu Rede vor dem Hintergrund dieser Identifizierung Israels mit dem Weinstock? Es gibt eine zähe Auslegungstradition, die Jesu Bild als Ablösung und Enter-

bung Israels versteht. Jesu Rede vom Weinstock wird so gedeutet, dass von nun an Israel nicht mehr Weinstock ist. Es heißt, die Christ/innen „stehen jetzt dort, wo einst das alttestamentliche Gottesvolk stand“ (Dietzfelbinger 95). Die Konsequenz dieser Auslegung ist furchtbar. Israel betet den Psalm 80, redet zu Gott von der Gefahr, in der der Weinstock und seine Reben sich befinden: „Schon wird er von Feuer versengt und verstümmelt“, und die christliche Gemeinde steht daneben und denkt, wir Christ/innen sind an die Stelle Israels getreten. Ich hoffe, ihr habt ein Gespür für die Gewalt dieser Worte. Ich hoffe, ihr versteht, dass die Theologie nach Auschwitz diese Enterbungstheorie, die die Kirche an die Stelle Israels setzt, als einen geistigen Nährboden der Judenvernichtung im 3. Reich angeprangert hat. Denn genau so ist es gewesen. Israel schreit zu Gott „schon werden wir von Feuer versengt und verstümmelt“ und die Kirche steht daneben und überlegt: Vielleicht haben sie es verdient? Vielleicht ist es Gottes Gericht? Vielleicht hat Israel sich selbst überlebt? Denn wir stehen jetzt dort, wo einst Israel stand. Ich hoffe, ihr hört, dass diese Überlegungen das Gegenteil von all dem ins Werk setzen, wofür Jesus gelebt und gelitten hat.

Jesu Bildrede „Ich bin der wahre Weinstock“ heißt zu allererst: Der Weinstock wird nicht von Feuer versenkt. Gewalt, Krieg und Hass können ihn nicht verstümmeln. Jesus ist für sein Volk eingetreten, er hat sich Israels Sendung zu eigen gemacht. Er bezeugt mit seinem ganzen Leben, dass Gottes Geschichte mit Israel nicht ins Leere läuft. Ich bin der wahre Weinstock heißt: Ich bezeuge, worum es in Gottes Weg mit Israel geht: dass Menschlichkeit von Hass und Gewalt nicht korrumpiert werden können. Jesus hat die Geschichte Israels bejaht, nicht abgebrochen. Wenn Johannes droht, dass einzelne Reben, die sich trennen, verdorren und verbrennen, dann ist das zu unserer Mahnung geschrieben (Joh 15,6). Auch wenn das Evangelium von Streit geprägt ist, auch wenn die furchtbare Trennung zwischen Kirche und Synagoge in den Texten schon präsent ist - Jesu Lebenswerk erzählt davon, dass Gott die Geschichte, die er mit seinem Volk Israel begonnen hat, nicht aufgibt. Wir leben aus dieser Treue Gottes, genau wie Israel. Und diese Treue Gottes reicht weiter als unsere Hoffnung – auch heute noch.

60 Jahre Staat Israel wird in Israel und auch in vielen deutschen Städten in diesem Jahr gefeiert. Zugleich sind in verschiedenen Zeitungen Unkenrufe über Israels Zukunft zu lesen. Sie geben dem Staat angesichts der ausweglosen politischen Situation in Israel / Palästina wenig Überlebenschancen. Für Christinnen und Christen verbieten sich solche Überlegungen. Nicht weil wir klüger wären als andere Menschen oder irgendetwas Schlaues zu dem Konflikt sagen könnten. Sondern weil wir nicht nachdenklich daneben stehen können, wenn es um das Überleben Israels geht. Durch Jesus sind wir untrennbar mit Israel verbunden. Deshalb Schwestern und Brüder, betet für das Überleben Israels. Betet für einen Frieden in Israel und Palästina – das ist eine kleine Tat, um das Gebot Jesu zu erfüllen. „Bleibt in meiner Liebe“.

Über das Beten

Unser Gebet spielt eine zentrale Rolle bei dem Wachstum, das Jesus für seine Gemeinde erhofft. „Wenn ihr in mir bleibt und meine Worte in euch bleiben, werdet ihr bitten, was ihr wollt, und es wird euch widerfahren“ (15,7). Und dann weiter: „Dadurch wird der Vater verherrlicht, dass ihr viel Frucht bringt und meine Jünger und Jüngerinnen werdet“ (15,8). Dass wir wachsen an innerer Kraft und an Liebe und Früchte bringen, dass wir täglich neu Jesu Jüngerinnen und Jünger werden, wurzelt im Gebet und der dem Gebet gegebenen Verheißung: „Wenn ihr in mir bleibt und meine Worte in euch bleiben, werdet ihr bitten, was ihr wollt, und es wird euch widerfahren“.

Diese Verheißung ist nicht ungefährlich, denn sie kann Christinnen und Christen verführen, von Leid und unerhörten Gebeten auf mangelnde Verbundenheit mit Jesus zu

schließen. Ein Mensch ist krank und wird trotz vieler Gebete nicht wieder gesund – und andere denken: Es ist irgendwie seine eigene Schuld, denn würde er wirklich beten, würde er wirklich glauben, würde er gesund werden. Wenn er in Jesus bliebe, würde er bitten, was er will, und es wird ihm widerfahren. So werden Menschen durch einen falsch verstandenen christlichen Glauben in Notsituationen isoliert und zerstört.

Jesu Verheißung, dass unser Gebet erhört wird, will jedoch keinen magischen Gebetsglauben wecken. Kurz vor Jesu Abschiedsreden war es zu einem Gespräch über das Beten gekommen. In diesem Gespräch gibt Jesus seine Angst und Bestürzung vor dem, was vor ihm liegt, zu erkennen. Jesus überlegt in seiner Bedrängnis: „Was soll ich beten?“ Er überlegt: Soll ich beten: „Vater rette mich aus dieser Stunde?“ (Joh 12,27) Jesus entscheidet sich schließlich gegen die Bitte um Rettung, mit der im Markusevangelien das Gebet im Garten Gethsemane beginnt. Im Johannesevangelium gibt es die Gebetsszene im Garten Gethsemane nicht. Hier ringt Jesus mit sich selbst und entscheidet sich gegen die Bitte um Rettung. Statt um Rettung betet Jesus: „Vater, verherrliche Deinen Namen!“

Die Position des Johannes-Evangeliums, in dem Jesus auf die Bitte um Rettung verzichtet, ist mir sehr wichtig geworden, als ein guter Freund von mir, Berthil Oosting, an ALS erkrankte. ALS ist eine Muskelkrankheit, die zum Tode führt. Noch sechs, vielleicht acht Jahre würde er leben können, so war die Diagnose. Dabei würde seine Muskelkraft immer weiter schwinden, zuerst in den Armen und Beinen, schließlich aber auch die Sprache und die Atmung. In einem Brief schrieb Berthil, wie er mit dieser Diagnose umgeht. Er erzählte, dass er sich die Sehnsucht nach Heilung aus dem Kopf schlagen musste. „Nach kurzem Erkunden der alternativen Heilkunde, habe ich meine Ohren vor dem ständig lockenden Ruf der Therapeuten verschlossen. Ich bin davon überzeugt, dass ich mir die Hoffnung auf Heilung zu meinem eigenen Besten mehr oder weniger aus dem Kopf geschlagen habe. Ich entschied mich dafür, nicht blind auf meinen Verlust zu starren, sondern zu versuchen, mit der Beschränkung zu leben. ... (Ich konzentriere meine Kraft auf die) kreative Suche nach kleinen Zeichen neuen Beginnens“.

In der Auseinandersetzung mit diesem Freund und seinem Weg mit seiner Krankheit ist mir deutlich geworden, dass der Wunsch, jemanden gesundbeten zu wollen, nicht immer die angemessene Form der Unterstützung darstellt. Ich habe regelmäßig für Berthil gebetet – und nur manchmal – weil ich nicht anders konnte - Gott um Heilung angefleht. Doch konzentriert habe ich mich darauf, Berthil auf seinem Weg zu unterstützen, und d.h. ihn in seiner täglichen Suche nach neuen Lebensmöglichkeiten zu unterstützen. Ich habe also um Kraft für ihn gebetet, dass die tödliche Krankheit nicht die Herrschaft über seine Gefühle bekommt, dass es ihm gelingt, mit seinem Leben den Weg Gottes zu verherrlichen, der stärker ist als der Tod.

So verstehe ich das Selbstgespräch Jesu im Johannesevangelium. Auf dem Weg, auf dem Jesus unterwegs war, musste er sich bewähren. Hier muss sich erweisen, dass Treue möglich ist, dass Liebe durchhält bis zum Ende. Auf diesem Weg wird „der Herrscher dieser Welt hinausgeworfen“ (Joh 12,31). Deshalb widerspricht das Johannesevangelium unserem ersten Impuls, Gott um Rettung zu bitten. Von diesem Gespräch kommen die Schülerinnen und Schüler Jesu her. Jesu Verzicht auf das Gebet um Bewahrung haben sie im Ohr. Dieses Wort wird und soll bei ihnen bleiben und ihr eigenes Beten schulen.

Die Einsicht, dass Jesus unser Bitten schulen will, ist allerdings falsch verstanden, wenn nun die Angst entsteht, wir könnten etwas Falsches sagen. Zum Beten gehört auch der Mut, sich stammelnd und schreiend, mit unpassenden Worten an Gott zu

wenden. Wagemut ist nötig, von dem Erich Kästner in der Geschichte vom „Doppelten Lottchen“ erzählt. Am Ende dieser verwickelten Geschichte stehen Lotte und Luise vor der geschlossenen Tür, hinter der ihre Eltern sich aussprechen, ob sie nach neunjähriger Trennung wieder zusammenleben können. Luise will zur Unterstützung beten, ihr fällt aber nichts weiter ein, als das Tischgebet „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was Du uns bescheret hast“. Sie gibt zu, es passt nicht, aber es erscheint ihr immer noch besser als gar nichts. Und sie betet: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast“. Mit den Worten, die ihr zur Verfügung stehen, beginnt sie das Gespräch.

Dieses Gespräch, das wir mit unpassenden Worten und dem, was uns auf dem Herzen liegt, beginnen, wird durch die Auseinandersetzung mit der Bibel und in Erinnerung an Jesus Teil eines großen Gesprächszusammenhangs. Wir lernen, dass wir mit vielen anderen nach Gottes Weg in der Welt fragen und auf seine Antwort hoffen. Eine Ahnung entsteht, dass Gott die Seinen nicht aus der Welt und ihren Notsituationen herausnimmt. Gott sandte seinen Sohn in diese Welt. Mitten in der Welt leuchtet Gottes Macht auf, Gewalt und Bosheit zu überwinden – durch uns, in uns. Gott setzt seine Hoffnung darauf, dass wir uns selbst und einander nicht abschreiben. Bei diesen Sätzen sind mir Bilder vor Augen: meine Tante, die nach dem zweiten Schlaganfall ans Bett gefesselt ist; ein Freund, der Lungenkrebs hat und Metastasen im Kopf; ein großes Gelände mit vielen verfallenen Gebäuden, das von einem Arbeitslosenprojekt gekauft wurde, damit dort ein Qualifizierungszentrum für arbeitslose Jugendliche und eine Lebensgemeinschaft entsteht. Wir Christinnen und Christen sind weder gesünder als andere Leute, noch sind wir weniger von Arbeitslosigkeit bedroht.

Doch auch wenn die Not groß ist, werden wir mit unserem Leben bezeugen, dass Liebe und Treue für menschliches Leben auf dieser Erde reale Perspektiven sind. Denn Jesus ruft uns, auf diesem irdischen Weg der Nachfolge Weg zu bleiben. Jesus verspricht, dass hier in uns - in persönlichen Reifungsprozessen - und unter uns - in unseren Lebenszusammenhängen in Kirche, Gesellschaft und Politik - Gewalt und Bosheit überwunden werden können: „Wenn ihr in mir bleibt und meine Worte in euch bleiben, werdet ihr bitten, was ihr wollt, und es wird euch widerfahren“. Amen.

Literatur:

Christian Dietzfelbinger, Das Evangelium nach Johannes, Zürich 2004.

Ton Veerkamp, Der Abschied des Messias, I und II Teil, Texte und Kontexte 106-107 / 2005; 109-111/2006; 113-115 /2007.

Klaus Wengst, Das Johannesevangelium 1. Teilband, Stuttgart, Berlin, Köln 2004; 2. Teilband, Stuttgart, Berlin, Köln 2001.